

Ich fühle was, was du nur denkst ...

Dieser Titel drückt aus, dass das Fühlen eine reizvolle Ergänzung zum Denken ist. Der 2. Teil dieses Aussagesatzes erhält die Partikel „nur“. Diese Partikel (ein Modalpartikel mit Abtönungsfunktion) „nur“ kennzeichnet eine Einschätzung, die in diesem Fall das Fühlen über das Denken stellt. Im Zeitalter der Aufklärung ist das eine irritierende Behauptung – das Fühlen über das Denken zu stellen. Um diese Irritation wird es in meinem Vortrag gehen und, ich nehme das Ergebnis hier schon einmal vorweg, ich bekenne mich hier ausdrücklich zur Tradition der Aufklärung, und ich geh noch weiter, ich bekenne mich hier zur Tradition der reflektierten Sprachphilosophie, auch und gerade weil ich als Coach mit Sprache arbeite.

Doch der Reihe nach. Warum ist uns der Zweifel so alltäglich? Was ist der Grund dafür, dass wir häufig die Erfahrung machen, dass wir mit Gewissheit nichts sagen können?

Der Zweifel an unserem Denken befällt uns praktisch täglich, entweder als denkende und zweifelnde Subjekte oder etwas vermittelter – in jedweder Publikationsform. Die zentralen Instanzen unserer Gesellschaft wie Wirtschaft und Politik, Wissenschaft und Religion, Kunst, Recht und Bildung entwickeln sich zunehmend selbstständig und bilden dabei völlig unterschiedliche interne Logiken, Erwartungsstile und Funktionen aus. Damit werden sie einerseits unabhängiger voneinander, andererseits bleiben sie stets krisenhaft, weil sie sich nicht mit einer hinreichenden Passung aufeinander beziehen lassen. Manchmal gerät dieser Zustand der fehlenden Passung in ein Unterhaltungsformat, dann z.B., wenn man sonntagsabends Experten aus unterschiedlichen Instanzen wie z.B. aus Ökonomie und Philosophie miteinander reden sieht. Der soziologische Fachbegriff dafür lautet: funktionale Differenzierung. Dies ist aber kein Programm oder etwa eine politische Idee, sondern eine Grunderfahrung der Moderne, dass sich die Grundinstanzen unserer Gesellschaft voneinander wegbewegen. Daraus folgt zweierlei: 1. Der Verlust der gesellschaftlichen Zentralperspektive, 2. der Bedarf nach einer solchen Perspektive.

Modernität erlebt sich deshalb als Krise, weil unserer Gesellschaft eindeutige Antworten vor allem auf gesellschaftlich drängende Fragen fehlen. So sehen wir im Bereich der Bildung immer wieder regionale und auch überregionale Unterschiede, die in standardisierten Tests festgestellt werden können. Eine eindeutige Antwort aber auf diese festgestellten Unterschiede erhält man je nach Fachbereich, an den man sich wendet. Sind es die Scheidungsraten und die Zahl der Alleinerziehenden, sind es die Prozentzahlen von Kindern mit Migrationshintergrund? Ist dieser Test überhaupt valide, werden nicht

Testverfahren verwendet, die den Kindern aus NRW ein Überprüfungsverfahren zumuten, für das sie in der Schule gar nicht genügend vorbereitet sind wie es in Bayern etwa der Fall ist? Wir sehnen uns nach Erklärungen, die die wahrgenommene Vielfalt möglicher Antworten auflösen, uns endlich eindeutige Antworten geben auf unsere drängenden Fragen. Stattdessen ermüden wir bei dem Klang der vielfachen Sprachwelten, alles ist so oder ganz anders.

Ist die Antwort auf die Frage nach der fehlenden Zentralperspektive vielleicht diese? Können wir nicht als Mitglieder einer aufgeklärten Kommunikationsgemeinschaft Bedeutung und Sinn im gemeinsamen Diskurs selbst herstellen? Vielleicht könnte entsprechend die Forderung an uns etwa so lauten: Verehrte Mitmenschen, ich möchte sie auffordern bis auf weiteres selber miteinander zu reden, weil Sprache bekanntlich eine Brücke zwischen Menschen baut. Ferner gebe ich ihnen bekannt, dass von Expertenseite her nichts weiter zu sagen ist, da man erst die Ergebnisse der Kommunikationsforschung abwarten möchte. Ich bitte sie allerdings bei dem Verfassen freier Sprechakte ihrer Wahl im Vorgriff auf bessere Zeiten die Symmetrie der Wortergreifungschancen zu beachten. –

Aber, so würde eine kritische Gegenstimme fragen, wo könnte dieses weiterzeugende und weiterhaltene Gespräch stattfinden? Auf welcher Pfingstversammlung soll die gemeinsame Sprache über uns kommen? An welchen Schulen, auf welchen Seminaren wird die brückenbauende Sprache gelernt, die uns vom unsäglichen Eigenen, der Perspektive des Soziologen, Pädagogen, Psychologen und Politikers entbindet und uns zum Teilbaren befreit und wo innerhalb des gemeinsamen Diskurses so lange über die Dinge und Sachverhalte verhandelt wird, bis wir eine Gewissheit hergestellt haben, eine Sprache gefunden haben, deren Antworten wir vertrauen können? Denn das war unsere Ausgangsfrage: Wo bitte gibt es Gewissheit oder bleibt uns nur das Fühlen?

Was man von Marx hier lernen kann ist die Einsicht, dass Akteure die Gründe für das, was sie tun und denken, den Verhältnissen und ihrer gesellschaftlichen Perspektive entnehmen und deshalb bisweilen nur das sehen und verstehen können, was sie unmittelbar vorfinden. Hinter diese Perspektive können wir nicht zurück.

Wir bleiben also bei unserer Frage und überlegen, wie dem Dilemma der Vielperspektivität zu begegnen ist. Wir wenden uns dafür einem Philosophen zu, der die Meinung vertritt, dass sich unser Verstehen auf die Wirklichkeit beziehen muss und sich damit gegen eine nur spekulative und rational

konstruierende Philosophie wendet. Kehren wir also zurück zu den Dingen selbst. Bemühen wir uns, das Gegebene ganz schlicht zu beschreiben, so unvoreingenommen wie möglich, so genau wie möglich. Der Rückzug auf die originären Quellen der Anschauung hat als einziges Kriterium die unmittelbare Gewissheit, die Evidenz der Gegebenheiten (z.B. bei Husserl). Die sog. phänomenologische Reduktion geht aus von den unmittelbar, intuitiv gegebenen Wahrnehmungen und versucht das Wesentliche unserer Wahrnehmungen dadurch herauszuanalysieren, dass sie das jeweils vorgegebene Phänomen in seinen möglichen Formen frei variiert. Was sich dann in der Vielfalt der Variationen invariant durchhält, wird als das Wesen angesprochen, seien es objektive Formen oder subjektive Strukturen wie Erlebnisse oder Einstellungen.

Wo könnte sich das Erleben dieser von Husserl benannten Evidenz, der Gewissheit, am unmittelbarsten äußern? Wo wäre dieser archimedische Punkt der Erkenntniszweifel zu fassen, wenn nicht beim Sprechen über das Ich, die erste Person Singular?

Husserl ist sich aber bewusst, dass es dem nachzöglich reflektierenden Bewusstsein nicht möglich ist, das unmittelbare Erleben der eigenen psychischen Akte voll einzuholen. Da ist kein anonymes Ich, das ich unparteilich betrachten kann. Wer hätte das nicht erlebt! Ja nach Tageslaune erwischen wir uns in einem euphorischem Hoch und Selbstgewissheit und ohne dass wir triftige Gründe kennen, überkommt uns kurz darauf ein Selbstzweifel, von dem wir als Teenager dachten, das höre wohl mit spätestens 30 Jahren auf.

Dennoch: Die eigene Beschreibung erhebt nichtsdestoweniger den Anspruch, die einzig berechtigte und verantwortliche Weise der phänomenologischen Deskription zu sein. Zurück zu unserem schillernden Ego. Selbst wenn wir uns wundern müssen über die Unfassbarkeit unserer privaten Seelenzustände, so haben wir doch kein Problem damit, fremde Zuschreibungen als völlig unpassend zu disqualifizieren. – Gut, aber Gewissheit ist auch hier noch nicht gefunden.

Vielleicht liegt die Lösung ja in einer radikalisierten Form der Reduktion, auf das Vorsprachliche, der leibliche Ausdruck? Dass es in diese Richtung gehen könnte, erahnt man, wenn man in Kreisen der Therapie, der „talking cure“, wie sie Freud begründete, in diesem Zusammenhang von „Resonanz“ spricht. Eine Äußerung oder eine gestaltete Form könne im Falle einer passenden Zuschreibung eine Resonanz beim Betrachter oder Hörer auslösen und damit habe man dann einen unverstellten Zugang zum echten Erleben.

In humanistisch therapeutischen Theorien, der Gestalttherapie, der Gesprächstherapie oder auch Poesietherapie, steht die Phänomenologie

häufig als erkenntnistheoretisches Werkzeug im Vordergrund. Gemeinsam ist allen diesen Theorien die Vorsicht bezüglich schneller Interpretationen, Theorien nicht verallgemeinern zu wollen, sondern immer dem konkreten Erfahrungsbereich des Alltags verbunden zu bleiben, sowie die Autonomie der Erfahrung des anderen zu achten. (Damit betrachten sie die Phänomenologie allerdings nur als methodische Zugangsform ohne aber das Problem des hermeneutischen Zirkels auflösen zu können (oder zu wollen, das entspricht auch nicht ihrem Ziel, ihnen ist es eher um eine phänomenologische Grundhaltung im therapeutischen Prozess zu tun).

Seit Merleau-Ponty wissen wir aber, dass auch der leibliche Ausdruck kein „rohes Datum“ ist, das gänzlich unstrukturiert und völlig spontan zustande kommt. Auch das unbewusste Leben besitzt eine nicht minder kategorial aufgebaute Struktur wie wir sie auch auf den höheren Stufen der Erkenntnisleiter finden. Wir kennen dazu Untersuchungen, die zeigen wie z.B. in unterschiedlichen Lebensräumen Menschen sehr unterschiedlich Nähe und Distanz zu ihren Mitmenschen definieren und leben bzw. ertragen, das weiß man vielleicht besonders, wenn man als Fremder nach Ostwestfalen kommt.

Also, wenn Evidenzerfahrungen unter dem Makel der Unhintergebarkeit sprachlicher Ausdrücke leiden (ob wir Sprache hier nun als Ausdruck eines Zeichensystems oder auch als Körperausdruck verstehen, Konvention ist immer), was bleibt zu hoffen oder zu denken? ----

Ich möchte nun im letzten Teil meines Vortrags versuchen, die eingangs im Titel aufgegriffene Gegenüberstellung der Begriffe Denken und Fühlen aufzulösen. Wie? Indem ich die sinnliche Präsenz der Sprache in bestimmten Kontexten zu beschreiben versuche.

Daniel Kehlmanns Roman „Die Vermessung der Welt“ bezieht einen beträchtlichen Teil seiner nicht unbeträchtlichen Komik aus der überspitzten Konfrontation zweier seiner Hauptfiguren, des Gelehrten Alexander von Humboldt und seines französischen Reisegefährten Aime Bonpland. Der Sinn für das Sinnliche wird in dieser Darstellung Kehlmanns dem armen Humboldt völlig abgesprochen, er lebt allein für das Projekt der wissenschaftlichen Quantifizierung. Der Sinn für das Schöne, auch der bereisten Landschaft, geht ihm dabei völlig ab. In einer amüsanten Szene des Romans bittet ein Mitglied der Schiffsbesatzung, mit der Humboldt und Bonpland den Orinoko hinauffahren, Humboldt darum, eine Geschichte zu erzählen:

„Geschichten wisse er keine, sagte Humboldt und schob seinen Hut zurecht, den der Affe umgedreht hatte. Auch möge er das Erzählen nicht. Aber er könne das schönste deutsche Gedicht vortragen, frei ins Spanische übersetzt.

Oberhalb aller Bergspitzen sei es still, in den Bäumen sei kein Wind zu fühlen, auch die Vögel seien ruhig, und bald werde man tot sein.

Alle sahen ihn an. Fertig sagte Humboldt. Ja wie? fragte Bonpland. Humboldt griff nach dem Sextanten!“

In vier kargen aneinandergereihten Aussagesätzen lässt Kehlmann hier einerseits Goethes Wanderer Nachtlied sofort erkennbar werden, andererseits aber lässt er dessen Gehalt absichtsvoll und mit hochkomischer Wirkung banalisieren. Diese Banalisierung hängt natürlich mit dem Verlust der Form des Gedichts zusammen. Die ästhetisch-sinnliche Form, der sich Humboldt verschließt, ist es gerade, auf die es in manchen Kontexten ankommt, wenn man den Sinn eines sprachlichen Ausdrucks verstehen will. Um den Zusammenhang zu verstehen, muss man zuvor zwei Weisen des Verständnisses unterscheiden. 1. Es gibt ein Verstehen von sprachlichen Äußerungen, das sich dadurch auszeichnet, dass man diese Äußerungen durch andere sprachliche Äußerungen ersetzt – übersetzt. Dann würde man den gleichen Gedanken in anderen Worten wiederfinden. Eine andere Art von Äußerungen scheint sich solchen Substituten zu widersetzen, ähnlich dem Gedicht. Man kann in einem Gedicht nicht Ausdrücke durch gleichbedeutende Ausdrücke ersetzen, ohne es zu zerstören. Man kann nicht ernsthaft ein Prosareferat des Gedichtes vortragen und behaupten, es enthalte alles, was das Gedicht ausmache. Was hier unsere Qualität von Sprache auszeichnet, ist von Wittgenstein beschrieben worden. Und – meine Damen und Herren – er tut dies mit einem Ausdruck, der wie ich finde, treffender nie hätte gewählt werden können. Er bezeichnet diese besondere Charakteristik unserer Sprache als eine **Anhänglichkeit an Worte**, die sich darin äußert, dass wir in bestimmten Kontexten diese und nur diese Worte zulassen wollen. Diese Anhänglichkeit lässt Worte als unersetzbar erscheinen. Für Wittgenstein hat diese Anhänglichkeit ihren Ursprung in der Sinnlichkeit der Worte, im Klanglichen, Bildlichen oder sonst wie Stofflichen, der Materialität der Zeichenkörper. Diesem Gedanken folgt auch Gadamer, wenn er davon ausgeht, dass Sprache ein sinnliches Erfahren ist.

Zwar ist in dieser Erfahrung stets auch etwas Allgemeines mit begriffen, wir haben die Wahrnehmung von etwas als etwas und damit hat nicht etwa das für uns Ausgedrückte dieser Art eine Form von Privatheit, die die Authentizität des Gesagten garantiert. Erfahrungen zu machen heißt hierbei nicht, vorbegriffliche Gehalte zu äußern, die sich jeder Sprache entziehen. Die erwähnten Wahrnehmungszustände sind nicht etwas, das zwischen der Welt und den Geist tritt, sondern sie sind selbst Zustände dieser Welt. Man macht also entsprechend keine genauere Bekanntschaft mit dem eigenen Inneren. Wenn wenn man die Aufmerksamkeit auf sein inneres Erleben

fokussiert, wird man sich immer feinerer Merkmale der Welt bewusst. Genau in diesem Sinne ist Erfahrung transparent. In der sinnlichen Erfahrung ist die Welt präsent – nicht repräsentiert. Welche Begriffe können das sein, die den so beschriebenen Gehalt von sinnlicher Erfahrung bieten. John Mac Dowell nennt sie phänomenale Begriffe. Ihr Gehalt ist eng verknüpft mit einem speziellen weltlichen Kontext, auf den tatsächlich demonstrativ Bezug genommen werden kann. Es handelt sich dabei um Begriffe, von denen Wittgenstein sagte, man könne jemanden zu ihrer Erklärung nur auf etwas hinweisen z.B. diese Rotschattierung und man verweist dabei auf das Rot einer anwesenden Rose. Wittgenstein ergänzt seine Vorstellung eines phänomenalen Begriffs zusätzlich um die menschliche Fähigkeit des Ausdrucks. Einerseits spielt hier das gestikulierende Anzeigen einer Gestalt eine Rolle (das Hindeuten auf einen bestimmten Gegenstand). Aber auch die Formen des **Ausdrucks** einer sprachlichen Äußerung gehören hierher, wie Klang, Melodie, Rhythmus. In diesem Sinne kann man die Bedeutung dessen, was ein Mensch sagt, in seinen Worten unmittelbar hören. Bei dieser Phänomenologie des Gehalts von Sprache, dem Erleben von Bedeutung, handelt es sich um nichts anderes als darum den sinnlichen Gehalt eines Ausdrucks zu spüren.

Wittgenstein beschreibt das Suchen nach passenden Worten in dieser Fülle des möglichen Gehalts und damit möchte ich meinen Vortrag beenden:

„Wie finde ich das richtige Wort? Wie wähle ich unter den Worten? Es ist wohl manchmal, als vergliche ich sie nach feinen Unterschieden des Geruchs: Dieses ist zu sehr ... dies zu sehr ..., das ist das richtige. Aber ich muss nicht immer beurteilen, erklären. Ich könnte oft nur sagen: Es stimmt einfach noch nicht. Ich bin unbefriedigt, suche weiter. Endlich kommt ein Wort: Das ist es. Manchmal kann ich sagen, warum. So schaut eben hier das Suchen aus, und so das Finden.“